Geselle und Meister.

Eine

einfache Erzählung aus dem Leben.

Kaufbeuren, 1854.

Verlag von G. A. Reichel.

Leipzig bei Heinrich Hübner.

Gedruckt
bei Albr. Volkhart in Augsburg.

Dem

ehrsamen Handwerkerstande

des bayer'schen Schwaben

gewidmet

von dem

Sohne

eines schwäbischen Handwerkers.

Vorrede.

Aufgewachsen in der Werkstätte eines Handwerkers mit der Gelegenheit, das Treiben und Reden der Gesellen zu sehen und zu hören, was oft Eindrücke zurückließ, die frühe schon als böse erkannt und vernichtet wurden, und doppelt böse dem Manne jetzt erscheinen, der in der Verwirrung kaum vergangener Jahre so manchen hoffnungsvollen und herzensguten jungen Handwerker auf Irrpfade, ja in den Abgrund sich stürzen sah, und jetzt gefragt, antworten muß, dort auf jener Straße, da in jener Herberge, in jener Werkstätte ward mir die verführende Lehre — der herbe Spott über Gott und seine weise Einrichtung, die Hohe mit Niedern auf der Erde gesetzt — treibt es mich an, den heranwachsenden Handwerker der Jetztzeit, auf dem die Hoffnung künftigen wahren Wohl-

standes beruht, vor Verirrung zu wahren, zugleich aber ihm zu zeigen, wie Fleiß und Treue, geübt im steten Wandel vor Gottes Vaterauge, den Lohn auch findet.

Dieß, Liebe zu Gott und seiner heiligen Kirche zu beleben und zu erhalten, und somit Liebe zum Fleiße und zur Treue — und in freien Nachmittagsstunden einige Erheiterung, statt der durchweg schädlichen hinter Bierkrug und Schnapsglas, dem lieben Handwerkerstand zu bieten, dieß der gute Wille, der nicht verkannt, von Gott aber gesegnet werden möge

des Erzählers.

I.

Nach vielen Jahren seine Heimath und in derselben die Gräber seiner Eltern zu besuchen, dieß war die Ursache, weshalb der Erzähler an einem schönen Julitage sich auf die Reise begab, und zwar zu Fuß. Aus dem ersten Nachtquartier hatte er sich schon am früheſten Morgen aufgemacht, das zweite wollte er bei einem Freunde nehmen, den er schon lange nicht mehr gesehen. Doch schon am Nachmittage dieses seines ersten Reisetages umzog sich, mit einem Male fast, der Himmel mit Gewitterwolken und ihm wurde bange, denn schon fielen einzelne schwere Regentropfen. Immer heftiger scholl der Donner, immer dunkler wurden die Wolken, durch welche sich feurige Blitze schlängelten, und nirgends sah er ein Dorf, ja nicht einmal ein Häuschen, um in demselben Schutz gegen das Wetter zu finden. Vor ihm lag ein ziemlich hoher Berg, über den in schauerlich steiler Linie die Straße führte,

welche durch den zunehmenden Regen bereits erweicht war und deren Lehmboden des Wanderers Eile unangenehm hinderte. Doch der Berg war erstiegen — und vor ihm lag ein großes Dorf, dessen Thurmspitze immer und immer von den Blitzen erglühte und dessen Häuser man kaum aus den Obstbäumen herausfinden konnte. Daß dem Wanderer nach Ersteigung des Berges und bei dem heftiger strömenden Regen, der auch nicht ein Fädchen seiner Kleider trocken ließ, das Dorf doppelt willkommen war, läßt sich denken, — und eben so sehr sehnte er sich, seine Kleider trocknen und seinen durstigen Magen annetzen zu können — denn der Berg machte ihn wacker schwitzen und mit einer Sehnsucht, wie nie in seinem Leben, suchte er den Schild eines gastlichen Wirthshauses. Doch, wo er Ruhe suchte, dort fand er Lärmen. Aus dem Wirthshause tönte ihm die muntere Weise eines Tanzes, vermischt mit dem gellenden Gesange überfroher Leute, und schallendes Gelächter entgegen. Er mußte in den sauren Apfel beißen, denn kein anderes Wirthshaus fand sich im Dorfe.

Mißmuthig, nur eine von Lärmenden überfüllte Stube und kaum einen Winkel für sich zur Ruhe erwartend, betrat er das Haus — betrat er die Stube, und sein Herz war erfreut, denn in der sehr reinlichen und geräumigen Stube fanden sich nur an einem Nebentische vier Personen, unter

denen die Person des Wirthes an der blendend weißen Schürze und dem grünsammtenem Häubchen leicht erkennbar war.

Freundlich bot man ihm: „Guten Abend!“ und als er um ein Plätzchen ansprach, um seine Kleider mit andern aus seinem Reisesäckchen zu vertauschen, führte ihn der freundliche Wirth in sein Schlafzimmer.

Als er schon reichlich erquickt durch das Wechseln der Kleider in die Gaststube trat, lud ihn einer der Gäste, ein junger Mann, dessen Kleidung und Sprache den Städter verrieth, an das Tischchen ein. Genau besah er sich die Gäste und war, so weit es das Halbdunkel der Stube zuließ, wohl zufrieden. Zu seiner Rechten neben dem Wirthe saß ein Greis mit spärlichen Silberlocken, die aber um ein lächelndes ehrwürdiges Antlitz spielten. — Seine Kleidung war einfach und nach der alten Mode, nämlich ein grüner langer Rock mit gestelltem Kragen und großen Knöpfen, eine schwarze Weste mit zinnernen Knöpfen und als Halstuch ein schwarzer Flor mit einer kleinen silbernen Schnalle, eine schwarzlederne kurze Hose, blaue Strümpfe mit weißen Zwickeln und Schmierschuhe mit silbernen Schnallen vollendeten den Anzug. — Zu seiner Linken, ihm zunächst saß der Städter, im schwarzen glänzenden Fracke, solchen langen Beinkleidern und Weste nebst weißer Halsbinde. Diesen zur

Linken saß ein gesetzter Mann, um einige Jahre jünger als der Städter, ungefähr 30 Jahre alt. Es war ein schönes regelmäßiges Gesicht, mit kleinem schwarzen Backenbart, umgeben von schlicht gescheitelten schwarzen Haaren; seine Kleidung war die des ehrsamen Handwerkers in bessern Dörfern — nur am rechten Arme baumelte ein ungeheurer Strauß gemachter Blumen, festgebunden durch ein breites seidenes weißes Band.

Als der Fremde so seine Umgebung gemustert, und mit ihr zufrieden war, fragte er den Wirth ob er auch Nachtquartier haben könne. Der Wirth lächelte und sprach: „Sie sind besorgt, Herr, es möchte die Musik und das Jauchzen sie um die Wohlthat des Schlafes bringen? Seyen sie unbesorgt, ich habe für bessere Gäste ein besonderes Zimmerchen, in das auch nicht ein Ton der Musik dringt! Lassen Sie sich's deshalb nur schmecken!" — Er eilte hinaus, weil er gerufen wurde, und der Fremde saß bei den Dreien, die auch ihm fremd waren und schwiegen. Um dieses lästige Schweigen zu brechen, fragte er: „Hier ist eine Hochzeit und wie es scheint sind viele Gäste anwesend." —

„Ja," sagte der Städter, „es ist die Hochzeit meines Freundes Anton hier — und er deutete auf den Mann mit dem Strauße am Arm — und auf seiner Hochzeit ist fast das ganze Dorf, so lieb haben ihn Alle." —

„Ja, wohl, sprach der Greis, wer sollte auch ihn nicht lieben — und eine Thräne perlte in seinem Auge!“ —

„Ihr übertreibt,“ sprach der Bräutigam, und aus Rührung stockte seine Stimme! —

„Nein, Herr,“ wandte sich der Städter zum Fremden, „nein, wir übertreiben nicht, er ist aber auch aller dieser Liebe werth!“

„Und war ihrer schon in seiner frühesten Jugend werth!“ setzte der Greis bei. —

„O laßt dieses, Vater,“ sprach der Bräutigam — „laß dieses Joseph,“ wandte er sich zum Städter und bot einem Jeden die Hand und drückte sie — „laßt dieses Lob, ich that nie mehr als Pflicht.“ —

„Daß Alle so ihre Christenpflicht erfüllten, wie Du,“ sprach der Greis, „dann wäre mehr Glück in der Welt!“ —

„Wir vergessen uns,“ sprach der Städter — „haben wir dem Herrn noch nicht einmal gesagt, wer wir sind.“

„Der Bräutigam und mein Freund Anton ist Schuhmachermeister im Dorfe, und hält heute seine Hochzeit mit der Tochter seines zweiten Vaters und seines Meisters, dieses alten Mannes — und ich arbeitete in ein und derselben Stadt längere Zeit, in der auch Anton arbeitete — und“ setzte er bei, indem er seine braunen Hände wies, „mein Hand-

werk werden Sie errathen haben, ich bin ein Gerber. Dort rettete Anton mich von zeitlichem und ewigem Verderben. Ja," und er drückte Anton die Hand, „ja, was ich bin, verdank' ich Dir, Bruderherz."

„Auch ich," fiel der Greis ein, „ich danke Dir den fröhlichsten Abend meines Lebens. Gott vergelt's!" riefen beide zugleich. —

Jetzt wurde der Bräutigam abgerufen, und der fremde Wanderer fragte die Beiden, die zurückgeblieben, nicht aus Neugierde, sondern weil bei so vieler Liebe auch ihm das Herz weich wurde, was es mit ihren Reden für eine Bewandtniß habe?

„Haben Sie Lust, mein Herr!" sagte der Städter, „mit uns ein paar Stündchen, — da man so schon bald des Wetters wegen das Licht anzünden muß, zu verplaudern, so sollen Sie Alles hören, was wir von Anton wissen. Zudem erweisen Sie mir und dem alten Vater eine Wohlthat, denn gerne möchten wir heute Allen von Anton erzählen. Vielleicht können wir dadurch einen Theil unsers Dankes an Anton abtragen! Vater," wandte er sich zum Greise, „ihr habt Anton erzogen, ihr erzählt uns seine Jugendgeschichte, da euer Gedächtniß noch so jugendlich frisch, und ich erzähle, wie ich Anton fand und er mein Freund wurde."

„Es sey so," sprach der Greis, und begann.

II.

„Wenn man die Straße, auf welcher Sie, Herr, kamen, hereinkommt, so steht rechts und eine Ackerlänge vom Wege weg ein einstöckiges Häuschen, beschattet von einem großen Birnbaum, mit einem kleinen Gärtchen vor den Fenstern Der strömende Regen und ihre Eile ließ sie dieses Häuschen nicht sehen. Dieß ist Anton's Geburtsstätte. Seine Mutter hatte es von einer alten Base ererbt, die sie bis zum Tode gepflegt hatte. Bald nach dem Tode heurathete Anton's Mutter einen Taglöhnerssohn des Dorfes. Beide waren wohl die Brävsten unter den Ledigen, aber beide auch die Aermsten, jedoch waren sie gesund und hatten Lust zur Arbeit. Und es ging ihnen auch nicht schlecht. Er verdiente im Winter sehr viel mit Reifschneiden in dem angränzenden Walde einer Herrschaft — bei der er im Sommer taglöhnte, und diese Reife erhielt er deshalb von ihr sehr wohlfeil und konnte sie sehr theuer im benachbarten Städtchen an die Bräuer verkaufen. Anton's Mutter besorgte das Hauswesen, pflegte eine Kuh, grub das Gärtchen, baute und besäete das kleine Feldstück, und flickte und wusch den Dienstboten ihre Wäsche. Letzteres trug ihr freilich nicht viel, denn sie, die selbst das

Dienen kannte, that es um sehr geringen Lohn, bei Manchen umsonst. Groß war die Freude, als Anton geboren wurde, und aus Liebe zu den jungen Eheleuten stund der herrschaftliche Revierförster selbst Gevatter, was ihre Freude noch vergrößerte."

„Zürnen Sie nicht," sprach der Greis, „daß ich so weit aushole und solcher Nebenumstände erwähne; denke ich an diese Zeit, so muß ich mein volles Herz gewähren lassen."

„Anton gedieh unter der Sorge seiner Eltern, die jetzt, wenn es möglich gewesen wäre, noch fleißiger gearbeitet hätten. Nicht ein volles Jahr war Anton alt, da brachte man auf einer Tragbahre — den Vater — todtgeschossen nach Hause. Verzeihen Sie meine Thräne — und lassen Sie mich etwas ruhen!"

„Wie dieses kam, fragen Sie? — Es war im Dezember, ein sehr kalter Tag — ich erinnere mich noch wie heute; es hatte die Nacht vorher geschneit, was den Jägern immer angenehm ist. Und so hatte sich auch vom Schloß aus der junge Herr mit zwei jungen Freunden aus der großen Stadt, in welcher er studierte, und mit dem Revierförster auf die Jagd gemacht. Der Jäger stellte die jungen Herren an und hieß sie auf ihrem Stande bleiben, er selbst trieb mit den Hunden. Lange hörte man keinen Schuß. Endlich fiel ein Doppelschuß

und ein furchtbarer Schrei eines Menschen ertönte — dann hörte man wieder nichts, als Gebell der Hunde und eilige Menschentritte. Der Jäger nämlich und der junge gnädige Herr mit einem der Freunde eilten dem Schreie zu — und fanden ihren andern Freund in Ohnmacht und Anton's Vater erschossen. Er schnitt in gewohnter Weise Reife. Der junge Freund erzählte, als er auf dem Schloß zu sich kam: Ein Fuchs sey an ihm vorbeigeschlichen; da er ihm aber nicht schußgerecht kam, habe er den Stand verlassen, sey ein gutes Stück dem Fuchs nachgeschlichen, da habe er auf einmal geglaubt, jetzt halte der Fuchs, er habe durch das Dickicht geschossen, und als er hinzueilen wollte, habe er den Schrei vernommen, sey weiter geeilt und habe — den Reifjörg (so nannte man Anton's Vater), der niedergekauert Reife schnitt, erschossen gefunden, und sey dann in Ohnmacht gesunken."

„Freilich beeiferte sich Alles im Schlosse, der Wittwe zu helfen, man gab ihr Eßwaaren, abgelegte Kleider, einiges Geld; dem sehr traurigen Leichenzuge wohnten Alle aus dem Schlosse an; der junge, ungeschickte Jäger versprach ihr alljährlich eine Unterstützung aus der Stadt, was er aber, unter uns gesagt, nie erfüllte. Doch was man auch der Wittwe gab, ihren Mann konnte man ihr nicht mehr geben, ihrem Sohne, nun eine Waise, nicht den Vater

und Erzieher. Das gute Weib kränkelte von diesem Tage an, kränkelte volle acht Jahre. Arzt und Apotheke raubten nicht nur den Sparpfenning, sie mußte Schulden machen, und als Anton neun Jahre zählte, begrub man auch seine Mutter — und er war eine Doppelwaise — und arm. Alles jammerte des verwaisten Knabens wegen, aber keiner seiner Verwandte erbarmte sich seiner. Das Häuschen wurde verkauft, und Anton verblieben noch 150 fl., und die Verwaltung dieses kleinen Vermögens ward mir übergeben. Da dachte ich so: Kannst du dieses Geld verwalten, kannst du auch den Knaben nehmen. Hast zwar selber fünf Kinder — aber wo fünf sind, wird auch das sechste Brod finden. Ich sagte es meinem braven Weibe, Gott habe sie selig, — und ihr war es Recht! — Und wirklich Anton brachte keinen Schaden."

„Immer war Anton der Erste in der Schule — und wie der Herr Pfarrer und Lehrer versicherten, der Ruhigste und Gesittetste. Meine ältesten Kinder zählten sieben, fünf, vier und drei, mein jüngstes ein Jahr. Für die ältern war nun er Schullehrer, er lehrte sie eine Menge schöner Gebetchen, zeigte ihnen die Buchstaben, lehrte sie zählen. Und eine Freude war es, den Kleinen unter den Kleinern auf dem Boden sitzen zu sehen, zu sehen den kleinen Professor, wie ihn im Scherze der Herr Pfarrer nannte, der oft bei mir zukehrte.

Als er zwölf Jahre zählte, nahm ich ihn in die Lehre — freilich glaubten Viele, er sey zu gut für Knieriemen und Leisten, — aber man braucht auch dazu gesunde, verständige und fleißige Leute, und dann hat auch das Schusterhandwerk seinen goldenen Boden. Im Augenblicke begriff er jeden Kunstgriff meines Handwerks, ja der kleine Tausendsasa griff Manches geschickter an als ich; und in den Feierstunden und an Sonntagen half er meinen Kindern lernen, was der Schullehrer ihnen aufgab, ja selbst von seinem Dreibeine lehrte er noch wie ein Professor von der Kanzel. Und meine Kinder liebten ihn, lernten und machten mir viele Freude — und das verdankte ich Anton. Mit fünfzehn Jahren war er ausgelernt, konnte er mehr als mancher gewanderte Geselle. Aber da litt es ihn nicht mehr im Dörfchen. Er wollte mehr lernen, wollte die Welt sich ansehen, und so wehe es mir that, ich konnte ihm nicht Unrecht geben, denn auch ich bin einst gewandert — und in Wahrheit, die Fremde macht tüchtige Meister, das heißt aber, wenn man arbeiten mag und sich nicht bloß auf's Drahtziehen oder Fechten verlegt. Freilich war er noch jung, aber groß und stark wie einer mit zwanzig Jahren, und dabei altklug. Ich und mein gutes Weib sorgten, als wäre es unser eigenes Kind für den jungen Wandergesellen, füllten sein Felleisen mit Wäsche, Kleidern und Schuhen, wozu ein Jedes meiner Kin-

der noch heimlich einen Zwölfer aus der Sparbüchse legte. Tagelang vorher ließen wir es nicht an Ermahnungen fehlen, warnten ihn vor sogenannten Fechtbrüdern, vor Schlemmen auf den Herbergen, ermahnten ihn, vor keiner offenen Kirche vorbeizugehen, ohne ein Vater Unser gebetet zu haben, am Orte seiner Arbeit wenn möglich täglich oder doch an Sonntagen die Kirche zu besuchen, Predigt und Christenlehre nie zu versäumen, ein gutes Buch zu lesen, und nicht zu viele Freundschaften und nur mit guten Kameraden zu schließen, nie am Sonntage mit lockeren Freunden den Wochenlohn durchzuputzen.

An einem Montage früh machte Anton sich auf die Wanderschaft. Mein gutes Weib besprengte ihn unter reichlichen Thränen mit dem Weihwasser und bekreuzte ihn; ich aber und meine Kinder gaben ihm fast eine Viertelstunde weit das Geleite. Unter Thränen gab ich ihm noch meinen Segen — und meine Kinder gaben ihm die Hand und konnten kaum vor Schluchzen „Lebewohl!“ ihm sagen. Lange schauten wir ihm nach, wie er rüstig dahin schritt, bis er zu einem Hölzchen kam. Noch einmal winkte er mit dem Hute — und dann verschwand er. Wir aber kehrten von Herzen betrübt nach Hause.

Tagtäglich schon am frühen Morgen fragten mich meine Kinder: „Wo Anton wohl sey?“ und

täglich redeten wir von ihm, und war eines meiner Kinder ungezogen, so durfte ich nur sagen: „Was würde Anton sagen zu solcher Ungezogenheit?" und sie wurden stiller und gesitteter. Endlich, nach Verlauf eines Monats kam ein Brief von Anton. Ich erbrach ihn, und konnte kaum vor Fragen meiner Kinder: „Was schreibt Anton? hat er an mich auch gedacht? Läßt er mich auch grüßen?" zum Lesen kommen. — Ich las und las und weinte, denn der Gute erinnerte sich auch der geringsten Gefälligkeit, die wir ihm erwiesen und dankte, dankte recht sehr; überdieß war der Brief voll von Grüßen an die Meinigen, an Herrn Pfarrer, den Schullehrer und an die Meisten im Dorfe. Anton hatte erst in Linz Arbeit erhalten — erhalten bei einem braven Meister, der aber schon sehr alt war und wenig Arbeit hatte. Jedoch kaum kannte man Anton's Arbeit, so hatte er vollauf zu thun, so daß er noch einen Lehrjungen annehmen konnte. Und mich freute dieses doppelt, denn war ich nicht Anton's Lehrmeister, zwar ein Dorfschuster, aber gewiß kein schlechter, das mußten mir die Linzer jetzt bezeugen. — Durch drei Jahre kamen von Zeit zu Zeit Briefe von Anton aus Linz. Da hörten wir auf einmal nichts mehr von ihm, und es stund mehr als zwei Jahre an, bis er wieder einen Brief schrieb, und dieser Brief kam aus Ungarn. Er schrieb, daß sein Meister in Linz sich

vom Geschäfte wegen Alters zurückzog, sehr theuer sein Anwesen und seine Gerechtsame verkaufte, weil große Kundschaft dabei war, und daß er deshalb Anton baare 50 fl. noch schenkte. Da sey in ihm wieder die Sucht, fremde Länder zu sehen, erwacht, und er durchreiste den ganzen Norden Deutschlands, arbeitete in Hamburg, in Brandenburg und Berlin, durchreiste Posen und Polen, wo er in Krakau arbeitete, und ging von da nach Ungarn, wo er in einer ziemlich großen Stadt wieder einen alten Meister mit seiner alten Ehefrau fand, der mit vier Gesellen arbeitete und sehr reich war. Sie waren beide aus Bayern und also Landsleute und hatten nur einen einzigen Sohn, der aber in einer großen Stadt des nördlichen Deutschlands arbeitete.

Während dieser Jahre aber, indem wir gar nichts von Anton hörten, hatte mich schweres Unglück getroffen, denn mein gutes Weib starb, nachdem sie zwölf Wochen bettlägerig war und zwei Wochen darauf mein ältester Sohn, der mir bereits in der Arbeit gute Dienste leistete. Arzt und Arznei verzehrten viel, und ich, der ich nie Ersparnisse machen konnte, ja Schulden hatte, mußte neue Schulden machen.

Meine Kinder bedurften einer Mutter und ich mußte zu einer zweiten Ehe schreiten. Ich erheurathete kein Geld, weil ich nur auf Rechtschaffenheit, Fleiß und Häuslichkeit bei meiner Wahl schaute. Und ich betrog mich nicht.

Nach und nach heilten meine Wunden, die der Tod meines ersten Weibes und meines Kindes, die ich nie vergaß, mir schlug. Doch, nicht ganz ein halbes Jahr verheurathet, trat in unserm Dorfe das Nervenfieber verheerend auf, und forderte täglich zwei bis vier Personen — und unter diesen waren meine vier übrigen Kinder. Sie starben, während ich selbst an der nämlichen Krankheit mit dem Tode rang, und ich sah sie nicht sterben; erst als ich genas, bereitete mich der Herr Pfarrer auf ihren Tod vor. Er traf mich gefaßter, als der Herr Pfarrer glaubte, denn ich sagte mir: „der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen, der Name des Herrn sey hochgepriesen." — Aber mein Hausstand war sehr zerrüttet, und wegen Ueberschuldung wollte mir Niemand Geld borgen, aber ohne Geld konnte ich nicht mehr arbeiten. Was sollte der Schuster ohne Leder beginnen? Als ich soweit genesen, und wieder etwas flicken konnte, ließ ich den Schullehrer an Anton schreiben. Genau mußte derselbe an Anton meine Lage geschrieben haben, genauer als ich wollte. Nach sechs Wochen wurde ich zum Landgerichte geladen, und was meinen Sie, was man von mir wollte? Und der Greis fing heftiger zu weinen an. Anton beauftragte mich, das Erbe seiner Mutter, das jetzt mit den Zinsen 178 fl. betrug, und bei einem guten Kaufmanne des Städtchens, in welchem das

Landgericht war, auflag, zu künden, und es als unverzinsliches Lehen hinzunehmen, um damit mir zu helfen, bis er selbst desselben einst bedürfe; sollte er aber sterben unter der Zeit, so sollte es mein Erbe von ihm seyn. So gut meinte es Anton mit mir! sprach unter Thränen der Greis, und mit ihm weinte der Städter, und auch dem Erzähler dieses stahl sich eine Thräne in's Auge.

„Anton sollte ich aber noch mehr zu danken haben, auch die Freude des heutigen Tages, und wie ich gewiß weiß, auch die Freude meines Greisenalters! Doch Sie sehen, ich bedarf des Ausrastens, und Anton's Freund wird Ihnen von ihm und seinem Aufenthalte in Ungarn erzählen."

„Mit Freuden!" sagte der Gerber. Und der Erzähler sprach: „Laßt uns anstoßen mit den Gläsern: Auf's Wohl Anton's, den ich jetzt zu lieben gelernt! — Ich freue mich, die weitern Schicksale Anton's zu hören."

III.

„Frühzeitig mußte auch ich," begann der Gerber, „in die Fremde. Mein Vetter, der mich in die Lehre nahm, um Gotteslohn, da mein Vater, ein Taglöhner, außer mir noch acht Kinder hatte und kein Lehrgeld bezahlen konnte, starb, und die

Erben wiesen mir die Thüre. Ich war damals wohl schon siebzehn Jahre alt, hoch aufgeschossen, aber sehr schwächlich gebaut, und lange wanderte ich. Meine wenige Kleidung zerriß und zu den Stiefeln sahen längst die nackten Zehen heraus, der Hunger plagte mich oft, denn Gerberwerkstätten sind nicht viele, besonders auf dem Lande, und wo ich auch um Arbeit zusprach, auch nur um geringen Lohn, am Ende sogar nur um Essen, kein Meister nahm mich, theils meiner zerrissenen Kleider wegen, theils weil der Hunger mir aus den Augen schaute, wie man zu sagen pflegte. Als ich einst recht mißmuthig und im Stillen weinend, weil ich auch keinen Kreuzer mehr in der Kasse zählte, denn des Bettelns schämte ich mich, in einer Dorfschenke saß, da kam in dieselbe auch ein anderer Handwerksbursche, verlangte barsch Bier, dann Schnaps und endlich etwas zu Essen. Man brachte ihm ein Paar große Würste, welche er mit größtem Appetit verzehrte. Heißhungrig sah ich von der Ofenbank aus demselben zu, und er mußte mir auch den Hunger und Mißmuth angesehen haben, denn bald fragte er mich: „Woher? weß Handwerkes? wohin?“ Nachdem ich schüchtern ihm, wie einem gnädigen Herrn, geantwortet, fragte er mich, warum ich so betrübt! Zum Erstenmale hatte mich Jemand so gefragt, es that mir wohl, und ich erzählte ihm meine Noth. Er wollte sich fast zu Tode lachen und setzte sich zu

mir, brachte mir zu trinken, bot mir Brod, und sprach: „Prost, Bruder, was Du doch für ein ungeschickter Kerl bist! Sieh ich bin ein Drechsler und schon länger als Du auf der Reise, aber ich habe noch nie Hunger gelitten, ja, und dabei zog er ein Geldbeutelein hervor, habe sogar immer noch übriges Geld. Fürchte nicht, daß ich ein Zauberer sey, die Sache geht ganz natürlich zu – ich fechte. In diesem Hause erhalte ich Brod, davon esse ich, was mir gut dünkt, das übrige wandert in mein Felleisen, denn sonst ist fast nichts darin, und verkaufe es dann an arme Leute. Im andern Hause erhalte ich einen Pfennig, diese sammle ich, und wechsle später Silber dafür ein Komme ich zu einem Pfarrhofe, so bettle ich Mittagsessen, Hosen, Stiefel, Schuhe, Socken, Hals- und Sacktücher. Ich bin kein Freund vom Schwertragen; was ich zu viel habe, das verkaufe ich wieder, und lege so Geld zurück. Freilich habe ich dabei auch schon ein paar Male Bekanntschaft mit der Polizei machen müssen, nun siehe, da wies ich dem Schreiber Reisegeld, bot ihm in der Stille ein paar Sechser, nach einigen wilden Flüchen, die er thun muß, um der Andern willen, gibt er mir das Visa mit „Hautrein“, und ich fange getrost das Fechten wieder an. Und so kommt es, daß ich mich gar nicht um Arbeit kümmere, denn so stelle ich mich besser. Nehme ich Arbeit, so gibt mir der Meister als Wochenlohn einen

Gulden, und aus dem, was ich gearbeitet, löset er zwanzig Gulden; der vierte Theil gehörte von Rechtswegen dem Gesellen, ja wohl gar die Hälfte, so müssen wir Gesellen dem Meister den Hasen in die Küche jagen, und haben dann das Nachsehen. Glaubst Du, wenn Du eine richtige Maaß Bier täglich trinkst, und diese gehört dem Gesellen so gut als dem Meister, ja besser, glaubst Du, Du könnest Dir solche Kleider anschaffen, wie ich gerade trage, oder gar ein Reisegeld Dir ersparen, sey kein Narr, das kannst Du nicht. Drum siehe, ich habe mit Dir jungem Blute ein Mitleid, Du gehst mit mir, und morgen schon wirst Du nimmer so trocken im Wirthshause sitzen müssen. Jetzt trink'. — Kellnerin, ein Paar Würste, rief der Drechsler. Sie kamen, und Würste und Bier zahlte mein neuer Kamerad, der mir gefiel und noch besser seine Ansichten von Arbeit und Meister. — Früh des andern Morgens stunden wir auf, ich mußte mit ihm einen Schoppen Schnaps trinken, denn der halte bis Mittag, und dann gieng's auf's nächste Dorf zu. Beim ersten Hause schaute ich noch um, ob kein Gendarm um die Wege, auch beim zweiten und dritten Hause, beim vierten fühlte ich noch Herzklopfen, beim fünften und sechsten gieng's besser, und als das Dorf am Ende, hatte ich fast eben so große Unverschämtheit zum Betteln, wie mein Lehrmeister. Und von Dorf zu Dorf giengs

besser; ich erbettelte Wäsche, einen Rock, gute Stiefel; behielt was ich brauchte, und um nicht schwer zu tragen, verkaufte ich so manches Stück, und dadurch stand sich mein Geldbeutel gut.

So zogen wir lustig durch's Land, überschritten die bayerische Grenze, und kamen ohne Unfall nach Wien. Dort erkrankte der Drechsler. Er kam ins Spital. Ich sah mich wohl um Arbeit um, denn ohne den Drechsler ward es mir auf neue Wanderschaft Angst, aber erhielt keine. Vier Tage blieb ich in Wien, dann erhielt ich die Weisung Wien zu verlassen. Wohin, wußte ich nicht. Auf's Gerathewohl durchschritt ich Wien, marschirte zu einem Thor hinaus, und wanderte lustig fort, wohin — ich wußte es nicht. Nachdem ich ein paar Stunden marschiret, fragte ich endlich einen Fuhrmann, der mir entgegenfuhr, wohin diese Straße führe, und ich erhielt die Antwort „nach Ungarn!" Anfangs erschrack ich, jedoch bald tröstete ich mich damit, daß man überall leben könne, wenn man nur Geld habe, und ich klopfte an meine Tasche, deren Klingen mir freudig antwortete. Doch bald wurde meine Tasche immer leerer, denn das Fechten trug nichts mehr ein, als oft einen tüchtigen ungarischen Fluch, und auf einzelnen Höfen einen Riß in die Hose, durch den Biß eines gehetzten Hundes, und einmal sogar, als ich nicht schnell genug weggieng, tüchtige Peitschenhiebe. Eines Morgens zahlte ich

eine ziemlich große Zeche, weil der Wirth, ein Deutscher, auch das Schreiben mit doppelter Kreide verstund — und nun hatte ich keinen Pfennig mehr. Da gieng es mir ernstlich an die Riemen; Hunger und Durst litt ich wacker, und ich wäre herzlich froh um ein Stück schwarzes Brod gewesen, wie ich es oft in Bayern im Uebermuthe den Hunden gab. Endlich erreichte ich eine Stadt, es war Zeit, denn sonst wäre ich erlegen. Beim Anblicke seufzte ich: „wenn es nur dort eine Werkstätte gibt, ich will gerne um das Essen arbeiten! Und ich setzte bei: „Guter Gott, laß mich doch eine Arbeit finden!" — Dieß war das erste Mal seit ich mit dem Drechsler bekannt wurde, daß ich an Gott dachte. Und Gott half: ich fand eine Werkstätte und erhielt Arbeit. Es arbeiteten dort noch acht Gesellen, vier Deutsche, zwei Ungarn und zwei Polen; einer der Ungarn war Obergeselle. Der Herr ließ sich selten sehen, und Alles ging durch die Hände des Obergesellen, den langen Ungarn. Ich erkannte in den ersten Tagen, daß Alle mich mit Mißtrauen betrachteten. Warum: erfuhr ich bald, denn ich sah wie faul stets gearbeitet und wie sehr der Herr betrogen wurde, denn manches Stück Leder, manche Sohle verschwand in den Hemden meiner Mitgesellen, die auch immer an Sonntagen viel Geld hatten und ausgaben, während ich gerade so durchkam, ohne etwas zu erübrigen.

Einmal gab es unter der Woche ein besonderes Fest. Es wurde schon um drei Uhr Feierabend gemacht, und meine Mitgesellen warfen sich in ihre Sonntagskleider; ich aber verweilte noch in der Werkstätte. Da trat der Obergeselle zu mir, und sprach: Nun, Schwabe, wirst Du nicht mitmachen? Ich antwortete ihm, daß ich am Sonntage die Wäscherin, den Schuster und Schneider bezahlt, und mir kein Geld geblieben. Wie früher der Drechsler lachte auch der lange Ungar laut auf, und sagte: „Dummer Schwabe! mache es wie wir, dann wirst Du bald bessere Kleider haben und noch Geld zu einem besondern Schmause, wie der heutige. Daß man mit dem lumpigen Lohn des geizigen Meisters nicht auskommen kann, haben wir längst erkannt. Warum sollen aber wir, die wir arbeiten müssen, nur in leinenen Hemden gehen, während unser Herr, der nichts arbeitet, in reich verziertem und mit theurem Pelze verbrämten Rocke daherstolzirt; warum sollen wir, mit Speck und Sauerkraut und Wasser, die Woche über zufrieden seyn, während er alle Tage ein Festessen hat? Der Arbeiter, und nicht der Faullenzer ist eines Lohnes werth: diesen Lohn gibt er uns zu karg, wir verdienten leicht das Vierfache. Dafür halten wir uns schadlos, und was der Kauz uns verweigert, das verschaffen wir uns selbst, und machen uns so den gebührenden Lohn. Wir verwerthen da und dort

ein Stück Leder, verkaufen den Schustergesellen manche Sohle, gerben den Bauern auf unsere Rechnung manches Fell, legen das so verdiente Geld in gemeinsame Kasse, und theilen am Samstage. So erhalten wir, was uns von Gott und Rechtswegen gehört. Willst Du Part halten, so wirst Du bald wie wir besser gekleidet seyn, öfters ein gutes Glas mit uns trinken können, und zum Ueberflusse sogar eine Uhr besitzen. Willst Du, schlag ein?" — Und ich schlug ein, denn seine Lehre gefiel mir, war es doch dieselbe, wie der Drechsler sie oft im Munde führte. — Der Ungar jauchzte, rief die Andern und Alle umhalsten mich stürmisch. Ich mußte mitgehen, denn heute sollte ich ihr Gast seyn.

Nach der Anweisung des Obergesellen trieb ich es fast ein Jahr, und es fehlte mir nichts, sogar nicht eine Uhr. In den Hof, in welchen unsere Werkstätte hinausgieng, schaute die Werkstätte eines alten Schuhmachers herein, der mit vier Gesellen arbeitete. Daß wir und die Schuhmachergesellen, als Nachbarn, uns gut verstanden, versteht sich, wenn ich sage, daß sie manches Stück von uns verarbeiteten, und zwar für uns, und dieses auch hinter dem Rücken des Meisters, den Kränklchkeit oft Tagelang in der Wohnstube zurückhielt. Da rief uns an einem Samstage der Obergeselle der Schuhmacher zu: „Morgen gibt's ein frisches Stück Leder zu weichen, kommt auf die Herberge." Wir wußten

was dieß bei ihm zu bedeuten. Es war am Montage ein neuer Geselle eingetreten, und dieser sollte am Sonntage in die Lade legen und sich in's Handwerksbuch einschreiben, und dann mußte er natürlich Jedem ein Räuschchen aufwichsen. Dieser neue Geselle war Anton. — Wir kamen auf die Herberge. Anton war da, und wir lachten in Geheim über den sauertöpfischen Gesellen, und dachten, „der wird heute schon noch lachen, wenn er weich ist.“ Anton erlegte, was Allen auffiel, das Doppelte des gewöhnlichen Leggeldes zur Unterstützung hinzugereister Handwerksgenossen — schrieb mit wunderschöner Handschrift seinen Namen in das Buch, der Altgeselle reichte ihm die Hand und begrüßte ihn nach Handwerksbrauch. Ich las Antons Unterschrift, und sah, daß er mein Landsmann, nur wenige Stunden von meiner Heimath entfernt, war, und ich grüßte ihn besonders, und sah ihn recht freundlich mir zulächeln und von der Heimath mit mir plaudern, dabei trank er sehr mäßig. Nun sollte der große Handwerkskrug gefüllt werden, natürlich auf Kosten des neuen Gesellen, der der Herbergsmutter, den drei Jungfer Schwestern, und allen Gesellen zutrinken sollte, was am Ende mit schwerer Rechnung und schwerem Kopfe ablief. Aber siehe, kaum hatte ich mich von Anton auf kurze Zeit entfernt, — Anton war auf und davon — und wir hatten das Nachsehen. Zu allem Aerger

lachten wir einander aus, und schimpften weidlich über den Neuling. — „Das ist ein Kopfhänger, ein Kapuzinerbruder," sagte der Obergeselle aus Antons Werkstätte, „der lauft alle Morgen, bevor wir aufstehen, schon in die Kirche, ist der Erste bei und der Letzte von der Arbeit. Betet immer vor Tische, wenn wir gleich unterdessen die Schüssel fast leeren. Und heute am Morgen hat er gar gebeichtet und kommunizirt. Denkt," schrie er lachend, „gebeichtet und kommunizirt; der taugt nicht, das seht ihr Gerber wohl, dem wollen wir den Aufenthalt schon entleiden, daß er gerne geht. Ein Kerl, der noch betet und an Gott glaubt, den richtet keiner, und somit kämen wir um unsern schönen Nebenverdienst, denn der Kerl sieht mir so aus, als ob er im Stande wäre, uns unser Handwerk zu legen und dem Meister unser Treiben zu hinterbringen, der dumme Schwabe." — „Ei, raisonnire nicht so", sprach mein Obergeselle, der lange Ungar, „die Schwaben sind nicht so dumm, sondern recht gelehrig; kennst Du denn unsern Schwaben, den Joseph nicht, und wirst Du ihn schelten können? Versteht er's nicht aus dem Ff sich gut zu kleiden und wie ein Edelmann zu leben? Wer anders sagt, der ist ein Schuft, und hat's mit mir zu thun," schrie der Ungar, und erhob sich in seiner ganzen Länge und legte seine geballten Hände auf den Tisch. „Wenn ihr Schuster ihn nicht zu weichen versteht, so wer-

den's wir Gerber versuchen, und ehe vier Wochen vorüber, pfeift er dasselbe Liedchen wie wir. Und wer sollte diese Arbeit besser verrichten können, als sein Landsmann, unser Schwabe, Joseph." — Geschmeichelt, nahm ich dies Stück Arbeit auf mich. Wie es gelang, werden Sie hören. —

Nach dem Nachtessen giengen wir und auch die Schustergesellen in der Regel auf die Herberge und dort dauerte es oft sehr lange. Dahin aber kam Anton nie, sondern er blieb zu Hause in der Werkstätte und las oder schrieb. Dieß gefiel den alten Meistersleuten, wie seine Liebe zum Gebet und zur Kirche, und oft luden sie Anton zu sich auf ihre Wohnstube, wo er ihnen von seiner Heimath erzählen mußte oder vorlas. Im Wirthshause konnte ich also einen Unterricht mit Anton nicht anbinden, ich mußte zum Unbequemeren mich entschließen, ich mußte Anton in der Werkstätte, wo er allein war, aufsuchen. Er grüßte mich freundlich, und mit einem Gruße meiner Heimath, den ich schon lange nicht mehr gehört hatte und der doch meine Seele weicher stimmte. „Gelobt sey Jesus Christus!" sprach er, und im Innersten beschämt, antwortete ich ihm, wie stockend: „In Ewigkeit!" — „Du läßt Dich gar nicht sehen, lieber Landsmann, sprach ich, bist Du ein Klausner?" „Nein!" antwortete Anton, „aber ich muß hausen. Bin so lange gewandert und da ist es mit Kleidung

und Wäsche fast all geworden.“ — „So ist's auch mir gegangen, aber siehe in einer kurzen Zeit hatte ich Wäsche, Kleidung und sogar eine Uhr.“ — „Aber,“ sagte Anton, „da müßt ihr Gerber recht guten Lohn haben, denn sonst könntest Du nicht alle Tage in's Wirthshaus gehen und doch gut gekleidet seyn? — „O nein, wir haben nur um Weniges mehr Lohn als Du; aber wir bessern uns selbst den Lohn, den der Geiz des ungerechten Meisters uns so knapp reicht.“ — „Ich verstehe Dich nicht, sagte Anton. Mir gibt der Meister den Lohn, um den ich bei ihm in die Arbeit stund, und ich bin zufrieden.“ — „Wie kann man denn zufrieden seyn mit solchem Pfifferling von Lohn? Wer arbeitet denn, der Geselle oder der Meister, darum gebührt auch dem Gesellen der größere Lohn und nicht dem Meister. Oder sind wir nur da, wie stumme Hunde, daß der Meister aus unserer Haut Riemen schneidet? Gewiß nicht! Er gibt uns nicht, was Recht ist, und darum machen wir seine Ungerechtigkeit gut, und nehmen uns so viel als uns gebührt, und das thun andere Gesellen auch, wie z. B. deine Nebengesellen.“ — „Ja, sprach Anton, „ich habe diese Diebereien bemerkt und werde sie nicht länger dulden.“ — „Was Dieberei, fuhr ich auf, nennst Du das Diebereien, wenn man das nimmt, was Einem gehört?“ — „Was gehört Dir, Joseph? Dein Wochenlohn. Hast Du den nicht erhal-

ten?" — „Alle Sonntage, antwortete ich. — „Nun siehe, Du bist ungerecht, und nicht der Meister, der Dir das gibt, um was Du mit ihm Eins geworden, als Du in Arbeit tratest," sprach Anton. — „Aber, sagte ich, der Lohn ist zu gering für die Arbeit und der Profit für den Meister zu groß." „Weißt was," sagte Anton trocken, „wenn Dir der Lohn nicht gefällt, so gehe dorthin, wo Du mehr Lohn erhälst!" — „Ja, sagte ich kleinlauter, mehr Lohn erhalte ich nirgends, im Gegentheil, mein Meister gibt höhern Lohn als Andere." — „So, fuhr Anton fort, „ist es nicht undankbar, daß Du bei größerem Lohne, als irgendwo, ihn noch bestiehlst? Es mag dies Wort Dir behagen oder nicht — ich sage: „bestiehlst!" — denn der stiehlt, der nimmt, was er nicht sein nennen kann." — „Ja, sagte ich: „Recht ist es nicht! ich sehe es ein; aber siehe, ist denn dieses Recht, daß der Meister uns für unsere Arbeit nur so viel Lohn gibt, und beim Verkaufe diese Arbeit doch so hoch sich zahlen läßt?" „Gesetzt," sagte Anton, „dein Meister handle ungerecht an Euch und Andern, gibt dieses Dir ein Recht, auch so zu handeln? kennst Du nicht mehr das Sprüchwort aus unserer Heimath: „Wenn ein Anderer in's Wasser springt, mußt Du auch hineinspringen?" — Uebrigens sehe ich kein Unrecht. Wer liefert Dir die Häute, den Lohn, den Handwerkszeug? Nicht wahr, dein Meister? Und diese

Auslage ist keine geringe. Wer gibt Dir deine Kost? Dein Meister. Und ist diese Ausgabe kleiner? Viele Auslagen liegen auf den Lederwaaren, und der Meister muß gar oft und gar lange borgen! Darf er keine Prozente dafür verlangen? Hast Du ihm einmal borgen dürfen? Wenn wochen- und monatelang der Verkauf stockt, und er keinen Kreuzer einnimmt, Dich bezahlt er doch. und muß er selbst das Geld mit Schaden borgen und hohe Prozente zahlen. Wie oft muß er verlieren? Und Du darfst nie verlieren. Siehe, kannst Du verlangen, daß er zu Grunde geht, damit Du reichern Lohn habest? Gewiß nicht! Er gibt Dir, was er nach Abrechnung seiner eigenen Auslagen, der Zinse für die aufliegenden Kapitalien, seiner drohenden oder stattgefundenen Verluste geben kann, und womit Du mit ihm übereingekommen. Wo ist das Unrecht? Siehe, er muß manche Stunde des Tages und der Nacht sorgen, womit er Einkäufe machen und die Gesellen bezahlen kann, und Du darfst um den Lohn keine Sorge tragen. Joseph," sprach er und bot mir die Hand, „was würdest Du sagen, wenn Du der Meister wärest, und die Gesellen Dich bestehlen würden? Würdest Du sagen: Ihr thut Recht? Würdest, könntest Du größern Lohn geben? drum sieh': Was Du nicht willst, das Dir die Leute thun, das füge Du auch keinem Andern zu!" — Ich schwieg; ich mußte Anton Recht geben,

denn alles bessere Gefühl hatte der Drechsler und meine Mitgesellen doch noch nicht in mir erstickt. Bald aber sprach ich wieder: „Doch, Anton, wir sollen doch auch für die Zukunft sorgen, wenn wir wieder wandern müssen, oder krank werden. Bei diesem Lohn läßt sich nichts erübrigen.“ — „Ei,“ sprach Anton lächelnd, „was hast Du Dir denn schon erübrigt bei dem höhern Lohn, den Du Dir selbst gemacht?“ — Tief erröthete ich und mußte gestehen: „Nichts!“ — „Ich glaube es, sagte Anton, ja ich glaube, wenn Du noch mehr hättest, Du hättest nichts erspart, denn alle Tage in's Wirthshaus gehen, an den Sonntagen oft von Wirthshaus zu Wirthshaus ziehen, alle Vergnügungen mitmachen, sich gut kleiden wollen, das dürfen selbst die Reichern nicht, sie würden sonst bald bettelarm werden, und wenn dieses, wohin brächte der Sattler Geschirre, Chaisen, wer bezahlte den Schuster, wer bezahlte den Gerber? Welcher Gerber könnte Gesellen halten? So fändest Du nicht nur geringern Lohn als jetzt, ja gar keinen. Siehe, Joseph, ich will mich nicht erheben, denn wer sich erhöht, wird erniedrigt, aber Dir will ich es brüderlich gestehen: „Ich habe geringern Lohn, als Du, und doch schaue her, — und er wies mir sein ledernes Geldbeutelchen — in diesen wenigen Wochen habe ich die Wäscherin und Näherin und den Schneider bezahlt, und doch ein paar Gulden zu-

rückgelegt, und Du — verzeihe mir, wenn ich Dir wehe thue — nichts. Ich trinke an Werktagen Wasser, das kostet mich keinen Kreuzer, lasse mir an den Sonntags-Abenden einen Trunk aus dem Wirthshause holen, und schaue mich an, sehe ich kränklich aus?" Zum ersten Male schaute ich Anton näher an, und mußte gestehen, er sah besser aus als ich und meine Kameraden. „Aber, sagte ich, es wird Einem der Abend an den Werktagen und der Sonntag doch gar zu lang, wenn man immer zu Hause sitzt!"

„Sitze ich denn immer zu Hause?" sagte Anton. „Siehe, alle Morgen vor der Arbeit mache ich meinen Spaziergang eine Viertelstunde lang und dann gehe ich in die heilige Messe. An Sonntagen besuche ich Vormittags Predigt und Amt; dann Nachmittags die Christenlehre, spaziere oft zwei bis drei Stunden auf dem Felde und in der Nachbarschaft umher. Dann schmeckt mir Abends trefflich mein Trunk, zu dem ich in einem Gebetbuche oder in einem Unterhaltungsbuche, wie sie mein Meister auf der Wohnstube hat, lese; oder gehe bisweilen zu meinen braven Meistersleuten, die mich oft einladen. Früh lege ich mich zum Schlafe nieder, und kann daher leicht der Erste auch auf seyn; denn ich habe ausgeschlafen, und keinen schweren Kopf, wie die Andern. Probir's, und Du wirst sehen, Du wirst bald gesünder aussehen, und froher arbeiten können.

Probir's, am Sonntage wollen wir den Anfang machen." — Ich sprach: „Da werde ich einen harten Stand bekommen, und um's Auslachen darf ich nicht besorgt seyn." — „Sey's", sagte Anton. „Laß sie lachen, und gehe Du die Wege der Treue, des Fleißes und der Gottesfurcht, Du trägst das Lachen leicht, und sie werden verstummen. Dein Beispiel wird sie abschrecken vom Unrecht, sie werden Dich in Ruhe lassen, und sich vielleicht bessern, und welche Freude für Dich, wenn Du so die Seele eines Bruders rettest!" — Gerührt gab ich ihm die Hand, und versprach es, am Sonntag mit ihm zu gehen. Und kaum konnte ich den Sonntag erwarten, denn immer dachte ich Antons Worten nach und je mehr ich nachdachte, desto mehr mußte ich Anton Recht geben. Um meine Veränderung meinen Mitgesellen nicht merken zu lassen, ging ich alle Abende mit ihnen aus, aber nie in's Wirthshaus. Kehrte nach einem halbstündigen Spaziergange nach Hause und legte mich zur Ruhe. Sie glaubten, ich habe geheime Wege, und zogen mich auf. Ich schwieg, denn ich getraute mich nicht, ihnen das Gespräch mit Anton mitzutheilen, aus dem ich, der sichere Sieger, wie ich glaubte, als Besiegter, und Anton, als Sieger hervorging.

Am Sonntage Früh besuchte ich Anton. Wir machten einen Spaziergang um die Stadt, bis zehn Uhr, um welche Zeit der Gottesdienst der Deutschen

begann. Es war Predigt, und das Evangelium eines Festtages — des Kirchweihfestes. Schon dieses stimmte mich weich, es mahnte mich an die Freuden, welche ich an diesem Tage in meiner lieben Heimath hatte, als ich noch Kind und so recht unschuldig war. Nachdenklicher wurde ich, als der Prediger die Wohlthaten aufzählte, die wir im Hause Gottes, in der Kirche empfangen, als er schilderte, mit welcher Sehnsucht ferne Völker oft weite Tagesreisen zu einer Kirche unternehmen, während sogar Viele, die das Glück haben, ganz nahe eine Kirche zu besitzen, dieselbe kaum des Jahres einmal betreten. Mit ernsten Worten schilderte er das Verderben, dem solche laue Christen entgegengehen. Mir wurde es bald heiß, bald eiskalt um's Herz, denn jedes Wort strafte auch mich, und mit einer Andacht, wie seit langer Zeit nicht mehr, betete ich auf den Knieen und merkte kaum, daß die heilige Messe beendet war.

Anton lud mich ein zum Fortgehen, ich ging, und besprengte mich reuevoll mit dem Weihwasser. Aus der Kirche getreten, bot mir mit verklärtem Gesichte Anton die Hand. Und schweigend gingen wir nach Hause. Doch das Essen schmeckte mir nicht, wie es mir sonst an der Kirchweihe in meiner Heimath schmeckte, und manchen derben Spott mußte ich von meinen Mitgesellen erdulden. Ich schwieg, und entfernte mich, obgleich sie mich drin-

gend auf den Nachmittag einluden, ich zog ihrer Gesellschaft Antons Gesellschaft vor. — — — — An demselben Tage erkrankte unser Meister, und da er selbst jetzt gar nicht mehr nachsah, die Meisterin aber vom Geschäfte gar nichts verstund, so trieb es der lange Ungar und die Andern noch ärger als je — und konnten es, da dem Ungar als dem Obergesellen auch der Einkauf und Verkauf übertragen war. Doch ich betheiligte mich von nun an nicht mehr, vermied ihre Gesellschaft ganz und verbrachte die Abende der Werktage und Sonntage in der Gesellschaft Antons, den ich immer mehr schätzen und lieben lernte — und der mir verschmerzen ließ alle die tausend Schimpfnamen, die ich in meiner Werkstätte erhielt; denn ob ich jetzt gleich noch fleißiger arbeitete als früher, ich konnte dem Ungar nichts mehr recht machen, und wahrlich, wäre Anton und das Herannahen des Winters nicht gewesen, ich hätte die Werkstätte verlassen. So ging es bis zum Sonntage nach Allerseelen. Mit Anton hatte ich, seit Jahren, wieder gebeichtet und die heilige Communion empfangen — und fand mich wie neugeboren. Dieses mußte der Ungar erfahren haben. Als ich zum Mittagessen mich setzen wollte, stunden der Ungar und die andern Gesellen auf und sagten spottend: „Ich werde ihnen heute wohl das Mittagessen überlassen, da mich ja der Pfaffe schon gespeiset,“ und als ich mich niederließ,

ballte der Lange seine Fäuste auf den Tisch und brüllte mir zu: „Wenn ich nicht aufstünde, werde er mich niederschlagen; ja fürchterlicher noch rief er mir zu: „Ich müsse die Werkstätte meiden, oder er werfe mich in den großen Bottich. Sonst, Kameraden, schrie er, ist es um unsern guten Verdienst geschehen, denn so ein Betbruder ist Schuft genug, uns beim Herrn — den doch bald der Teufel hole — anzuschwärzen, und wir könnten an ihm unsere Rache nicht mehr fühlen, ihn bettelarm zu wissen. Unser schöner Plan, ihn zu verderben, und von dem, was wir jetzt uns machen, dies Geschäft zu erstehen, und dann gemeinsam es zu führen, würde zu Wasser, und der Duckmäuser könnte uns nicht mehr als Herren in reichen Kleidern sehen, während er in seiner Dummheit um Arbeit betteln muß. Und heute noch mußt Du künden, donnerte er, jetzt gleich, oder ich schlage Dich, daß Dich der † † † holt, oder bald unsern Meister holen mag, damit wir früher zum Ziele kommen."

„Was blieb mir übrig? Ich kündete, erhielt unter Verwünschungen und Verhöhnungen meinen Wochenlohn; ja der Obergeselle warf mir noch einen Thaler zu, als Reisegeld, den ich aber zurückwies. Und wunderbar durch ihre Verwünschungen ermuthigt, sprach ich zu dem rohen Gesellen: „Gelobt sey Jesus Christus!" — und verließ unter ihrem Gelächter die Stube, um auf der Kammer

meine Habseligkeiten zusammenzupacken. Mitten unter meiner Arbeit öffnete sich die Kammerthüre und hereintrat, ganz freundlich — wie sonst nie — die Meisterin, bat mich, das Packen zu unterlassen und zum Meister zu kommen."

„Schüchtern und erwartungsvoll trat ich vor das Bett des todtkranken Meisters, der mir seine Rechte entgegenstreckte, meine dargereichte drückte, und mich einlud, zuerst etwas zu essen an dem Tische, den die Meisterin für mich zugerichtet. Ich aß wenig; denn die Erwartung, was der Meister wollen könne, benahm mir die ganze Eßlust. Nachdem ich gegessen und gedankt, hieß er mich an sein Bett sitzen, sagte mir, daß die Meisterin, bei der schon lange die Gesellen und besonders der lange Ungar im Verdachte der Unredlichkeit standen, zufällig von dem Gehöhne und den Verwünschungen gegen mich gehört; daß ihr Verdacht jetzt gegründet, und sie eingesehen habe, daß ich der einzige Redliche unter ihnen gewesen sey. Er trug mir an, bei ihm zu bleiben, und an der Stelle des Obergesellen die begonnenen Arbeiten zu vollenden und die Rechnungen abzuschließen. Als ich ihm entgegnete, daß ich bei meinem Bleiben des Lebens nicht sicher sey, tröstete er mich damit, daß er sein Geschäft verkaufe und morgen schon der Käufer eintreffe. Er werde heute deshalb noch den Gesellen Feierabend geben und sie dem Gerichte als

Diebe überliefern. Herzlich bat ich für die Verblendeten, und auf mein Bitten erhielten sie zwar Feierabend, aber Jedem gab er noch den doppelten Lohn für die nächste Woche. Sie zogen ab, als ich aber spät Abends, so lange mußte ich beim Meister verbleiben, meine Schlafkammer betrat, fand ich mein Felleisen ganz zerschnitten, meine Hemden fort und mein Geldbeutelchen leer. Dieß war die Rache, die sie an mir nahmen."

„Andern Tages, schon früh am Morgen, traf ich mit Anton zusammen; mitsammen wohnten wir der heiligen Messe bei. Nach derselben auf dem Heimwege erzählte ich ihm von gestern. Er lobte mein Betragen und sprach: „Sieh, lieber Joseph, daß es wahr ist: redlich währt am längsten!"

„Der Käufer kam und mein Meister wurde mit ihm einig. In vierzehn Tagen wollte er das Geschäft übernehmen, bis dorthin sollte ich den kleinen Häute-Vorrath verarbeiten und zugleich die Abrechnung über vorhandenes und von ihm zu übernehmendes Leder stellen. Somit hatte ich Arbeit genug — so viel, daß ich manche Nacht hindurch arbeitete; schwieriger war für mich die Rechnungsstellung, und sie wäre wahrscheinlich mir nicht gelungen, hätte mir dabei Anton, der ein trefflicher Schreiber und Rechner, nicht geholfen. Bei meinem Meister verschlimmerte es sich von Tag zu Tag. Zwei Tage vor der neue Meister eintreffen

sollte, hatte ich die Arbeit vollendet. Mit zitternder Hand unterschrieb er noch die Rechnung — lächelte mir dankbar zu, da er zum Sprechen zu schwach war, und am Tage, an dem der Käufer eintraf, war er eine Leiche. Die Meisterin und der Käufer waren mit meiner Verwaltung recht wohl zufrieden und Erstere gab mir, aus dem Rücklasse ihres seligen Mannes, sechs neue ungebrauchte Hemden, den besten Rock und diese goldene Repetiruhr — und damit zog eine wirklich prächtige Uhr der Gerber aus seinem Täschchen — was den lieben Anton fast mehr freute als mich. Der neue Meister drang in mich, als Obergeselle mit höherem Wochenlohne zu bleiben, aber mich trieb es zur Heimath, in's liebe Schwabenland, um meine Eltern wieder zu sehen und meine Geschwister, von denen zwei Brüder verheirathet waren und eine Schwester, die die alten Eltern pflegte, — fünf andere waren gestorben, das hatte mir einer meiner Brüder, der in meinem Vaterorte als Bäcker mit einer Bäckerswittwe verheirathet war, vor ein Paar Jahren geschrieben. Drei Tage mußte ich noch bei den alten Meistersleuten Antons bleiben, am vierten wollte ich früh fünf Uhr mit Anton die heilige Messe noch besuchen, und dann meine Wanderschaft beginnen. Meinen Koffer mit Kleidungsstücken hatte ich bereits nach Wien geschickt und das, was ich auf der Reise nöthig haben konnte,

wollte ich selbst im Felleisen mittragen. Aber auch den vierten Tag mußte ich noch bleiben. Ich war nämlich zu Gericht geladen und dort wurde mir aus dem reichen Nachlasse meines Meisters, der außer seiner Wittwe keine Erben hatte, in Beiseyn und im Einverständnisse der Wittwe 800 fl. ausbezahlt — und ich wurde so mit einem Male zum reichen Manne. Ob ich damals der Wittwe recht gedankt, ich weiß es nicht, ich hatte nur Thränen, keine Worte. Aber auf's Grab meines seligen Meisters eilte ich, und betete dort lange. Dort fand mich Anton, der von meinem Glücke gehört, und mich gesucht hatte. Unter Freudenthränen drückte ich ihn in meine Arme, und er weinte mit mir, und sprach unter Thränen: „Siehst du Bruderherz, Gott verläßt keinen Schwaben!"

„Andern Tages nahm ich unter tausend Thränen Abschied, und Anton und noch drei andere Gesellen gaben mir zwei Stunden weit das Geleite. Wir schieden wie Brüder, und lange noch hörte ich Anton's Stimme: „Lebe wohl, vergiß meiner — aber auch des Todten nicht!"

„Und ich habe des Todten nicht vergessen. Denn alljährlich an seinem Sterbetag lasse ich für sein Seelenheil eine heilige Messe lesen, dem mein ganzes Hauswesen anwohnen muß."

„Doch, mein Herr! ich sehe es an Ihren Mienen, Sie wollen den Verlauf meiner Lebensgeschichte

bis hieher wissen. Es sey, denn sie ist kurz. Meine Eltern traf ich noch lebend, und meine Geschwister, bis auf die Schwester, glücklich versorgt. Im nächsten Städtchen hatte ein alter Gerbermeister eine einzige Tochter; er mochte von meinem Glücke gehört haben und übergab mir seine Tochter zum Weibe und sein ganzes Geschäft, auf dem der Segen meines seligen Meisters ruht. Es sind seit meiner Verheirathung dritthalb Jahre. Meine Eltern sind inzwischen gestorben; meine Schwester ist die Wärterin eines Knaben, mit dem mich vor ungefähr einem Jahre der Himmel segnete.“

„Da kam vor einem halben Jahre Anton. Meine Freude — und die Freude der Meinigen, die den Anton als meinen Schutzengel liebgewonnen — denn ich wurde nie müde von ihm zu erzählen — war unbeschreiblich; wie unbeschreiblich die Freude Aller, die ihn kennen, an diesem seinen Ehrentage.“

Dankbar drückte dem biedern Gerber der Fremde die Hand und sprach: „Nennen Sie mich nicht unverschämt, wenn ich als Bitte die Frage stelle: Wie ging es Anton, bis zu diesem Tage?“

„Auch darauf wollte ich gerne Ihnen antworten, aber Sie möchten sich wohl nach dem Schlafe sehnen.“ — „O nein, sprach der Fremde, bei der Erzählung Ihrer Schicksale habe ich längst keine Müdigkeit mehr verspüret, und ich bitte, erzählen Sie!“

„Ich will es!“ sprach der höfliche Städter, „denn Anton hat mir Alles getreulich erzählt; doch will ich jetzt auch einmal wieder nach Anton schauen und den übrigen Gästen, die leicht dieses Verweilen als Vernachläßigung aus Stolz deuten könnten.“ Und freundlich mir zunickend verließ der stattliche junge Mann die Stube.

In der Zwischenzeit plauderte ich mit dem Alten und dem Wirthe über Verschiedenes und fand in beiden wackere Männer, reich an Lebenserfahrungen.

IV.

Bald kam der Gerber wieder und nachdem er erzählt, wie lustig und ordentlich die Hochzeitgäste wären, schaute er lächelnd den Fremden an und sprach: „Nicht wahr, Versprechen macht halten! — nun, weil Sie keine Lust zum Schlafen und mir die Freude machen, meine einfache Erzählung anzuhören, so will ich beginnen.

„Einige Wochen nachdem ich Anton verlassen, kam der Sohn seiner alten Meistersleute aus der Fremde heim. Er hatte in einer großen Handlungsstadt des nördlichen Deutschlands gearbeitet, und kam nun heim mit fremder Sprache, fremden Sitten und fremder nordischer Kleidung. Nichts

im Hause war ihm recht — die alte Mutter kochte ihm zu unreinlich, der alte Vater rauchte zu schlechten Tabak, die Werkstätte war zu dunkel, die Wohnstube zu klein, Anton konnte keinen Stiefel recht zuschneiden, und die andern Gesellen waren Esel. Dazu kam noch, daß jetzt kein Geselle mehr bleiben wollte; auch Anton wäre gewandert, hätte der alte Meister es zugegeben. Nach ein paar Wochen schon sieht der Meister, um den Neckereien seines Sohnes zu entrinnen, sich genöthigt, dem Sohne das Geschäft zu übergeben, und da er Geld hatte, so nahm er sich nichts als das Recht in der bisherigen Wohnstube zu verbleiben, sonst gehörte das ganze große Haus dem Sohne zur freien Verfügung. Nun gab es auf einmal ein ganz artiges Leben im Hause Acht neue Gesellen wurden eingestellt, und mit denselben Stiefel und Schuhe von allen Gattungen und für jedes Geschlecht zu Dutzenden gearbeitet; der junge Meister schnitt höchstens etwas zu, ging Morgens 10 Uhr auf einen Schoppen Wein, machte Nachmittags einen Spaziergang und jeder Abend fand ihn bis zur Mitternachtsstunde im Wirthshause.

Dieses gefiel, wie natürlich, den alten Eltern nicht, und zudem wurden sie so oft in ihrer nächtlichen Ruhe durch den spät heimkehrenden Sohn gestört. Der Vater machte ihn ernstliche Vorwürfe, machte ihn aufmerksam, daß er es so nicht lange treiben

könne; die alte Mutter bat ihn weinend; — aber Thränen und Vorwürfe halfen beim Ungerathenen nicht; sondern trocken sprach er zu ihnen: „er sey Herr des Hauses und seiner Zeit, und gefalle es ihnen unten nicht, so sollen sie nur in das Stübchen oben, neben der Gesellenkammer, über der Werkstätte gehen, dort werde ihre Nachtruhe nicht mehr gestört." Als er so gesprochen, eilte er aus der Stube, deren Thüre er heftig zuschlug, und in's Wirthshaus, woraus er wieder um Mitternacht heimkehrte, und die Thüren so zuschlug, daß Alle im Hause erwachen mußten. So trieb er es jede Nacht, bis die alten Eltern weinend in's Hinterstübchen zogen.

Kaum waren die Eltern oben, so wurden Handwerksleute bedungen; ihre Wohnstube wurde ein Laden mit herrlichen Auslegekasten und Tischen, die Wände bunt bemalen, mit einem modischen, gewaltig großen Schaufenster, ober dem zu lesen, daß hier ein Herren- und Damenschuh-Verfertiger. Von dort führte eine künstlich gewundene Stiege in die obern Zimmer, deren Wände bemalen und mit kostbaren Spiegeln und Bildern behangen wurden und in welchen sehr schöne Tische, Sessel und Kanapee in neuester Form standen. O, wie weinten dort im Hinterstübchen die greisen Eltern, ob dieses unsinnigen Haushaltes. Der Vater machte wiederholt aufmerksam, daß man es bei dieser Ver-

schwendung zu Nichts, als zum Bettelstab bringen könne, denn auch ein Brunnen könne erschöpft werden. Was half's? Er wies dem Vater die Thüre und von nun an sahen Vater und Sohn sich nie wieder. An demselben Tage Nachmittags fuhr eine Chaise vor das Haus; der junge Meister eilte hinaus, öffnete den Schlag, und ein junges, ziemlich hübsches, prächtig gekleidetes Frauenzimmer sprang heraus, und des Grüßens wollte kein Ende nehmen. Dieses sah Anton mit an, der gerade im Laden zu ordnen hatte, und sich dann zu den andern Gesellen in die Werkstätte begab, wohin auch bald der junge Meister kam, und ihnen sagte: Es sey so eben seine Braut gekommen, sie bedürfe der Ruhe und die Gesellen könnten zu arbeiten aufhören, und sollten auf das Wohl seiner Braut trinken. Jedem gab er hierauf einen Zwanziger. Lachend gingen die Gesellen, sich umzukleiden und dem Gelde den Garaus zu machen; Anton aber ging betrübt in's Stübchen zu den guten Alten, die ob seiner Erzählung weinten, denn auch ihnen hatte der Sohn noch kein Wort von seiner bevorstehenden Vermählung gesagt. Anton blieb, wie alle Abende, so auch diesen bei seinen alten Meistersleuten. Acht Tage darauf war die Hochzeit — ohne die Eltern, die somit nicht einmal ihre Schwiegertochter kennen lernen sollten. Im Hause — das eher einem Trauer- als Freudenhause glich — war Niemand,

als die weinenden und betenden Alten und Anton, der freiwillig die Geschäfte des Ladens übernahm. Ueberhaupt hielt der junge Meister jetzt viel auf Anton, seiner Geschicklichkeit wegen; wollte er aber von den Eltern, von seinem Hauswesen reden, so wurde der junge Meister zornig, und hieß ihn schweigen. — Nach der Verheirathung ging es nun ganz herrisch zu. Die junge Frau stund erst um neun Uhr auf, trank ihren Kaffee und war bis eilf Uhr mit dem Ankleiden fertig; dann setzte sie sich mit einem Buche in einen Lehnsessel im Laden bis zum Mittagessen, das eine neue geschickte Köchin zubereitete, denn die alte, die nur einfache Hausmannskost zu kochen verstand, wurde sogleich entlassen. Daß die neue Köchin köstliche Speisen zu bereiten verstand, erfuhren selbst die Gesellen, die zu den bessern Speisen, die sie jetzt erhielten, lachten, wozu nur Anton den Kopf bedenklich schüttelte. Das Einfassen der Schuhe mit Bändern hatte immer die alte Meisterin selbst besorgt, nun wurde eine eigene Näherin gedungen. Die Köchin hatte nicht Zeit, die Einkäufe selbst zu besorgen, und es kam eine Magd. Die Frau verstand weder Kochen noch Nähen, noch sonst etwas im Hauswesen; sie war die Tochter eines kleinen Beamten jener Stadt, in welcher der Meister gearbeitet hatte und war bei einer gräflichen Herrschaft so was man Jungfer heißt. Die Werkstätte konnte sie ihrer schwachen Nerven wegen nicht

betreten, jedenfalls wäre sie vom Pechgeruche ohnmächtig geworden; die Eltern wollte sie nicht zuerst besuchen, denn ihnen stünde es zu, sich der jungen Frau zu empfehlen; früh gingen die alten Eltern zur heiligen Messe, und da lag die junge Frau noch in dem Bette. So kannten sie nicht einmal ihre Schwiegertochter, die in beleidigtem Stolze auch dem Sohne den Besuch der Eltern untersagt hatte. Dieses Alles kränkte tief die Alten, die allabendlich mit Anton des Sohnes Verblendung bejammerten; es kränkte sie so tief, daß in einer Nacht der alte Meister plötzlich dem Tode nahe kam. Der Priester wurde gerufen, der dem Meister die letzten Tröstungen der katholischen Religion gab. Er ließ durch den Bürgermeister des Ortes sein Testament aufsetzen, unterschrieb es, drückte seiner alten treuen Gattin und Anton, die betend um ihn standen, die Hände — und war im Gebete für seinen Sohn, dessen Namen sein letztes Wort, verschieden. Des Sohnes Trauer war groß — so groß, daß er, wie er sagte, dem Leichenbegängnisse nicht anwohnen könne, sondern mit seiner Frau eine Landparthie machte. Groß war die Begleitung der Leiche zum Gottesacker — aber Hauptleidtragende waren nur die gramgebeugte Wittwe und Anton.

Von nun an war Anton der Einzige, der die Wittwe erheiterte, mit ihr betete, ihr vorlas. Dieß wußte der Sohn, und — wunderbar! — nie

sprach er darüber mit Anton, obwohl es die junge Frau an Aufhetzungen nicht fehlen und deutlich merken ließ, wie sehr es ihr recht wäre, wenn der Meister Anton entließe — aber er konnte es nicht, denn Anton führte alle Rechnungen, da der Meister vor Besuchen nicht dazu kam. Da erkrankte auch die Mutter — sehnte sie sich ja so sehr mit ihrem Manne selig bald vereinigt zu werden. Anton machte den Meister aufmerksam darauf, und bat ihn, die Mutter zu besuchen. Er sagte es zu und wollte sogleich gehen. Dieß hatte kaum die Frau gehört, als sie auffuhr, ihm befahl zu bleiben, indem er noch immer die Alte besuchen könne, denn alte Weiber seyen gar zähe und stürben nicht so bald. Anton sorgte nun, daß der Doktor kam, der keine Besserung versprach; er rief den katholischen Geistlichen, der ihr die letzte Wegzehrung gab, und dann den Bürgermeister, mit dem er sie mehrere Stunden allein lassen mußte. Da siegte mit Scheltworten und Thränen die junge Frau über des Sohnes Herz und Anton wurde aus der Werkstätte entlassen. Weinend bot er die Hand dem Meister zum Abschiede, welche aber die herrische Frau zurückwies, und ging zur alten kranken Mutter, der er es vor Weinen kaum sagen konnte. Mit dem schweren Seufzer: „Gott! auch dieses noch!" sank sie in die Kissen ohnmächtig. Anton bestrich ihre Schläfe mit kaltem Wasser und hatte

das Glück, sie wieder athmen und die Augen öffnen zu sehen. Sie bat ihn, den Bürgermeister zu holen, was Anton sogleich that, und eben so schnell folgte ihm derselbe. Anton ließ Beide allein, und ging auf seine Kammer, seine Habseligkeiten zusammen zu packen, und heute noch, obwohl es schon Nachmittags war, die Stadt zu verlassen. Da vernahm er ein sehr ernstes lautes Reden, und als er nachsehen wollte, kam der Bürgermeister die Treppe herauf, bat ihn zu bleiben, bis die alte Frau genesen, denn dieß wäre ihre Bitte, und deshalb habe er dem Meister gar ernstliche Vorstellungen gemacht, da er auch desselben Pathe sey; und freudig blieb Anton als Krankenwärter. Wie ein braver Sohn pflegte er die todtkranke Meisterin, wachte die Nächte hindurch an ihrem Bette, reichte ihr von Stunde zu Stunde die Arznei, und betete und las vor bis sie an einem Freitage Mittags unter seinen Gebeten sanft einschlief, um nie mehr zu erwachen in diesem Leben. Nun sorgte er mit dem Bürgermeister für ihre Beerdigung, bei der er — leider! — der einzige Leidtragende war.

Sogleich nach der Beerdigung wurde er vor die Väter der Stadt gerufen, wo das Testament des Meisters und der Meisterin geöffnet wurde, wobei der Sohn und seine Frau fehlten, die der Einladung des Bürgermeisters, wie dem Leichenbegängnisse der Mutter wieder eine Spazierfahrt

auf's Land vorgezogen hatten. Der Meister hatte sein Baarvermögen von 4000 fl., das er sich vorbehalten, in zwei Hälften getheilt; die erste Hälfte sollte seinem Weibe zur freien Verfügung bleiben, die zweite Hälfte nach ihrem Tode dem Spitale für alte Wittwer und Wittwen gehören, mit Ausnahme von 200 fl., welche er Anton vermacht hatte. Die Meisterin hatte ihr Vermögen ganz dem Anton zugedacht. So war Anton mit einem Male sehr reich. Aber der liebe Anton, der die Pflege der Meisterin aus Liebe zu Gott übernommen, verzichtete, trotz des Zuredens der Versammelten, auf diese reiche Erbschaft zu Gunsten des Spitals, nahm nichts als das Erbe des Meisters und bat sich nur das alte Betrachtungsbuch seiner Meistersleute aus. Die Stadt gab ihm das herrlichste Zeugniß, und der Sohn des andern Tages lachend das alte Buch — mit Verwünschungen über seine Eltern, die ihn um's Erbe betrogen — und in aller Stille, nachdem er sich nur noch bei'm Bürgermeister, dem katholischen Geistlichen verabschiedet und die Kirche und die Gräber seiner Meistersleute besucht hatte, verließ er die Stadt, um seiner Heimath zuzureisen.

Fast zwölf Jahre war er bei den alten Meistersleuten gewesen und hatte sich in dieser Zeit mehr als 400 fl erspart, somit kam der arme Waise mit einem Vermögen von 600 fl. in seinem Heimath-

dorfe an, wo den stattlichen Mann Niemand kannte, selbst sein Lehrmeister und Pflegevater nicht, als er um Arbeit bei ihm zusprach.

Der Alte bei uns weinte — weinte laut, während wir stille hielten. Nach einer Weile sprach er mit stockender Stimme:

„Nun, lieber Herr! ist die Reihe des Erzählens an mir. — Anton kam, wie ein Engel des Himmels, kam zu meiner Hilfe. Ja, ich erkannte ihn nicht mehr; denn ich war erst von einer Krankheit erstanden, und meine Augen waren sehr geschwächt, und mein zweites Weib, wenn es auch noch gelebt hätte, würde ihn auch nicht erkannt haben, obwohl sie den Knaben oft sah, und ihre Tochter natürlich noch weniger. Erst als er mir die Hand entgegenstreckte und lauter sprach: „Vater, so kennt ihr euern Anton nicht mehr!“ erst jetzt erkannte ich ihn wieder, und, brauche ich es zu sagen? meine Freude war unbeschreiblich. Nachdem es im Dorfe bekannt war, wurde mein Stübchen voll von Anton's Schulkameraden und ältern Männern, und es wollte des Grüßens fast kein Ende nehmen. Bis zur späten Nachtstunde mußte Anton erzählen. Erst als die Andern „gute Nacht“ gesagt, fragte er mich:

„Aber, Vater! wie ging es Euch? Doch Ihr seyd wohl des längern Aufbleibens satt, d'rum erzählet morgen.“

„Nein!“ sprach ich, „ich weiß; die Freude läßt mir heute kein Auge zuthun. Siehe, daß ich eine zweite Mutter meinen Kindern geben mußte, daß meine Kinder alle an der Krankheit, die im Dorfe herrschte, starben; daß mein zweites Weib eine Tochter, Maria, die du hier siehst, mir schenkte, hat der Schullehrer dir ja geschrieben, denn auf sein Schreiben hast ja du mir aus der Noth geholfen. Ja, wohl wirst du mich für undankbar halten, weil ich dafür dir nicht schreiben ließ. Doch verzeihe, der alte Schullehrer starb auch, und zudem wußte ich nicht, wo du wärest.“

„Schrieb ja auch ich nicht mehr,“ sprach Anton, „da zwei Briefe von mir an Euch ohne Antwort blieben, mußte ich denken, auch Ihr wäret todt, und somit hatte ich ja Niemand mehr im Dorfe, der sich um mich kümmerte. Die Briefe gingen wahrscheinlich verloren.“

„Ich antwortete ihm: ich erhielt keinen. Mein zweites Weib, die ein tüchtiges Hausweib war, kränkelte von der Geburt meiner Maria an, und starb vor vier Jahren, als selbe kaum dreizehn Jahre zählte. Und mit seltener Geschicklichkeit führte nun Maria mein kleines Hauswesen. Arbeit hatte ich für mich genug, wenn es auch keinen Gesellen trug. Da erkrankte ich vor einem Vierteljahre schwer. Jedoch, Dank Gott, der Pflege meiner Maria und den guten Leuten des Ortes, die

mich so sehr unterstützten, ich genas, wie Du siehst, jedoch werde ich auf die Arbeit verzichten müssen, da meine Augen geschwächt. Aber leider mußte ich Dein Kapital verbrauchen, und dieß drückt mich mich mehr, als meine geschwächte Gesundheit." —

„Laßt es gut seyn, Vater," sprach Anton, „der Himmel hat mich anderwärts gesegnet, und zudem ist meine Schuld bei Euch viel größer, als daß sie mit einigen Gulden abgedient seyn könnte. Und diese Schuld will ich jetzt abdienen. Ich bleibe bei Euch, arbeite für Euch!" — „Bedenke, lieber Anton, daß ich Dir keinen oder nur geringen Lohn geben kann," — entgegnete ich. — „Wer spricht von Lohn!" rief Anton. „Ich bleibe bei Euch, und beginne morgen die Arbeit. Drum lieber Vater, gönnt mir die alte Schlafstelle wieder. Es ist Mitternacht, und Euch wie mir der Schlaf nothwendig. Wie früher vor dem Schlafengehen, so bat er mich auch jetzt um das Weihwasser und das hl. Kreuzzeichen, womit ich auch seine Stirne bezeichnete — so war es nämlich bei meinen Kindern in meinem Hause Sitte, — und „gute Nacht, Vater! Gelobt sey Jesus Christus!" mir zurufend trat er in seine ihm noch wohlbekannte Schlafstube.

Des andern Tages, fast mit dem frühesten Morgen stund Anton auf, um zu sehen, welche Arbeit da wäre. Da sah es nun auf dem Werkbanke gar traurig aus. — Es fehlte Leder, das Hand-

werkszeug war stumpf, nur einzelne Drathstücke und einige alte Stiefel und Schuhe zu flicken. Für Anton, gewohnt in einer großen wohlversehenen Werkstätte zu arbeiten, mochte dieses doppelt traurig seyn. Doch muthig ging er an die Arbeit, nachdem er vorher das Handwerkszeug gerichtet und mit einigem eigenen gemehrt hatte — und in kurzer Zeit hatte er die wenige Arbeit gefertigt, und verstohlen zerdrückte er eine Thräne im Auge, als er keine Arbeit mehr vor sich sah. Schnell wurde die Thräne getrocknet, denn auf Mittag brachten fast Alle, die von Antons Rückkehr gehört, Flick-Arbeit zu, ja sogar neue Arbeit wurde bestellt. Diese letztere zu fertigen, machte sich Nachmittags noch Anton auf zum Städtchen, in dem sein Freund der Gerber hauste, — uns bat er seinetwegen unbekümmert zu seyn, wenn er die Nacht über ausbleibe. Des andern Tages, vor Mittag, kam er schweißtriefend zurück, mit einer schweren Last verschiedenen Leders, das er auf dem Rücken trug. Er schämte sich dessen nicht. Nun ging es an das Werk und es war eine Lust ihm zuzusehen, wie schnell er arbeitete; und als die ersten neuen Stiefel fertig, da mußte ich es eingestehen, Anton übertraf mich weit, solche gut und schön gearbeitete Stiefel hatte ich noch nie gesehen. Und als erst die Leute dieselben sahen, hatte er vollauf Arbeit. Ich konnte ihm nur den Hanf zurecht richten,

denn die Arbeit, so oft ich sie versuchte, ging nicht. So trieb es Anton zwei Jahre. Er begnügte sich mit geringer Kost, während er für mich um bessere Kost besorgt war, und die Folge war, daß ich wieder gesund wurde, und wenn auch meine Augen längeres Arbeiten nicht gestatteten, doch in manchen Stücken ihm helfen konnte. Meine Schulden, die ich in der Krankheit machen mußte, bezahlte er, und nahm nie einen Kreuzer Lohn, denn, sagte er, Kleider brauche ich nicht, und zu dem Glase Bier, das ich bisweilen an den Sonntagen trinke, um Kundschaft zu erhalten und zu verhalten, dazu reichen noch immer meine Sparpfennige.

Schon lange drangen seine Kameraden und die alten Männer der Gemeinde in ihn, er sollte mein Geschäft übernehmen, aber er wollte mich, seinen Vater, wie er mich stets nannte, nicht verdrängen, und ich getraute mir nicht, ihm den Antrag zu stellen, ich glaubte, es wäre ihm auf dem Dorfe zu schlecht. Ich sagte dieses auch dem Herrn Pfarrer. Doch er versicherte mich, daß er dieses von Anton nicht glaube, und er werde selbst ihn darüber ausholen. Er hielt auch Wort. Anton wurde an einem Abende zu ihm gerufen, um neue Schuhe ihm anzumessen. Bei dieser Gelegenheit nun redete er davon mit Anton — und Anton gefiel es, jedoch, da er eines Weibes dann bedürfe, so wolle er keine Fremde nehmen; nicht blos aus

Dankbarkeit, sondern weil er in meiner Tochter eine sittlich gute und sparsame Hausfrau zu finden glaube, möge ihm der alte Lehrmeister diese zur Frau geben, und er werde es, wenn der Herr Pfarrer für ihn sein Wort einlege. „Nun," sprach lachend der Herr Pfarrer, „wenn ich Euch damit einen Gefallen thue, so will ich für Euch, und zwar morgen schon den Freiwerber machen."

Und der Herr Pfarrer hielt Wort. Die Freude über den Antrag Antons durch den hochwürdigen Herrn war groß, und ich und meine Tochter, die bei ihrer Armuth solches Glück nicht hoffen konnte, konnten nur weinen, und unter reichen Thränen legte ich die Hände meiner Kinder ineinander, im Herzen allen Segen erflehend über sie, die ja des Himmels Segen so würdig waren. Da Anton wünschte, daß die Hochzeit so bald als möglich, so sorgte dafür gütigst der Herr Pfarrer; denn erst acht Tage sind es, seit er für Anton warb, und heute schon segnete er ihre Ehe kirchlich ein. So hat sich, mein lieber Herr! meine Zukunft, die mir oft nur meiner Tochter willen mehr als meinethalben bange machte, sorglos gestaltet; und daß sie es bleiben wird, bin ich gewiß, denn solche treue Liebe und Hingebung, wie beide sie für mich trugen, wird der Himmel nicht unbelohnt lassen. Nun mag mich der Herr, wenn er will, zu meinen zwei braven Weibern in seine Ewigkeit rufen; Kindesliebe wird

mir die Augen schließen und ich bin gewiß, mit Simeon werde ich rufen können: „Nun, Herr, entlässest Du deinen Knecht im Frieden!“

Mit einer seltenen Begeisterung sprach dieses der alte Vater und der Fremde sprach aus theilnahmsvollem Herzen: „Amen!“

Er erbat sich jetzt vom freundlichen Wirth das heimliche Schlafzimmer, drückte den Beiden, dem Alten und dem Städter die Hand, und in seiner Rührung konnte er nur die Worte finden: „Dank Euch, für den vergnügten Abend. Leben Sie glücklich, und vergessen Sie des Fremden an Antons Hochzeit nicht, der auch Sie nicht vergißt und des schönen Abends in Ihrer Gesellschaft.“ — Gute Nacht! — Gelobt sey Jesus Christus. In Ewigkeit! und Gute Nacht, so tönte es nach, als der Fremde schon die Wirthsstube verlassen.

V.

Sechs Jahre waren verflossen, seit der Erzähler jene heiteren Stunden auf Antons Hochzeit in jenem freundlichen Dorfe seines lieben Schwabenlandes verlebt hatte. Da riefen ihn wieder Familien-Angelegenheiten in seine Heimath. Weil es gerade Sommer war, so wollte er auch diese Reise wieder zu Fuß machen — und wieder in jenem

Dorfe zukehren. War er doch begierig, wie es Anton erging, obgleich sein Herz ihm sagte, es müsse ihm gut gehen, und auch vor Freuden aufhüpfte, als er das Dörfchen an einem wunderschönen Sommernachmittage vor sich liegen sah. Es schien ihm auch der Berg und seine Straße, die zum Dorfe führte, lange nicht mehr so steil als das erste Mal. Er betrat die Wirthsstube, in welcher der Wirth allein sich befand, seine Leute mochten sich wohl bei den Feldarbeiten befinden. Der Wirth war noch derselbe, welcher er vor sechs Jahren war. Nachdem er freundlich gefragt: „was man wünsche?“ brachte er schnell das Verlangte. Als der Erzähler sich gelabt hatte, fragte er den Wirth: „Wie geht es denn euerm Schuhmacher, dem Anton?“ —

„Ah, Sie meinen unsern Vorsteher,“ entgegnete der Wirth. „Gut, ganz gut. Sehen Sie, das dritte Haus auf der andern Seite drüben ist sein Wohnhaus. Nicht wahr, ein freundliches Haus, und wie rein es außen aussieht, so sieht es innen aus, man thäte es gar nicht mehr kennen, wenn man es nicht wüßte, denn vor sechs Jahren war es noch eine kleine elende Hütte. Ja, unserm Vorsteher geht es gut, und mit Recht! er verdient es auch.“ — „Aber,“ fragte der Fremde, „ist dieses jener Waisenknabe Anton, der vor sechs Jahren um diese Zeit mit seines Pflegvaters Tochter Hochzeit hielt?“ — „Derselbe,“ sprach der Wirth. „Doch,“

fragte er, „kennen Sie ihn denn?“ — „Jawohl,“ sprach der Erzähler, „war ich doch bei seiner Hochzeit!“ „Wie?“ — sagte der Wirth, und betrachtete den Fremden ganz ernst von der Schuhspitze bis zum Scheitel. Plötzlich sprang er freudig auf und bot seine Hand und rief: „Ja, Sie sind's, der Fremde, der an Antons Hochzeit mit Anton, vorzüglich aber dem Gerber aus der Stadt, dem alten Vater und mir heimgartete. Bald hätte ich Sie nicht mehr gekannt, denn seitdem sind Sie auch nicht jünger geworden, aber etwas schwerer,“ und dabei lächelte er behaglich. „Ja, Herr, jetzt müssen Sie Alles von Anton wissen. Meine Leute sind im Felde und stören uns nicht.“ — „Gerade deshalb fragte ich nach Anton,“ sagte der Fremde, „und seyd versichert, ich frage nicht aus Neugierde, sondern aus wahrer Theilnahme.“ —

„Weiß ich es doch,“ sprach der Wirth. „Ehevor ich anfange, will ich mir erst einen Trunk holen. Es geschieht Ihnen zu Lieb, denn sonst trinke ich erst Abends mein Schlückchen.“

„Bald nach der Hochzeit erkrankte Antons Schwiegervater, und gepflegt von Anton und dessen Weib schlief er recht sanft ein, die Leute glauben, die Freude habe ihn getödtet. Dieß war wohl die einzige Trauer, die in Antons Hause kam bis hieher. Ja, sehr große Freude wurde ihm, als der Himmel seine Ehe segnete — mit einem Knäbchen,

das in der heiligen Taufe den Namen Joseph erhielt, denn so heißt der Gerber, dessen Sie sich gewiß noch erinnern — dieser wurde auch der Pathe des Kindes, denn Anton und der Gerber sind noch die alten guten Freunde, die sich auch fleißig besuchen. Antons Ruf als tüchtiger Schuster verbreitete sich bald so, daß selbst die Herrschaft des benachbarten Schlosses, wenn sie in den Sommermonaten hier ist, bei ihm arbeiten läßt. Er mußte zuerst einen, dann zwei Gesellen einstellen, und jetzt arbeitet er gar mit vier Gesellen. Die Gesellen machten ihm anfangs wohl viel Verdruß. Sie hielten nicht viel auf's Kirchengehen, desto mehr auf's Wirthshaus und den blauen Montag, und setzten sogar einige Male den Dienstag daran. Jedem solchen gab aber Anton bald Feierabend. Jetzt hat er vier Gesellen, die ganz zu ihm taugen, obwohl es zweien anfangs gar nicht behagen wollte. Doch sie sahen es ein, wie gut der Meister es mit ihnen meine, und sind jetzt wohl zufrieden — und gut gekleidet. Wohl gehen sie an den Nachmittagen der Sonntage mit dem Meister aus, aber mit ihm auch wieder nach Hause. Aber im Gottesdienste Vor- wie Nachmittags fehlen sie nie, ja Einer um den Andern besucht auch an Werktagen die heilige Messe. Deshalb wird Keinem der Lohn verkürzt; kurz, Meister und Gesellen leben wie Vater und Kinder in einem guten Hause, und die

Meisterin — eine tüchtige Wäscherin und Näherin, besorgt sogar ihre Wäsche umsonst. — Anton stund sich gut, und gab auch dem Hause das gefälligere Ansehen. — Da kam vor zwei Jahren zu mir ein ganz verwilderter Mensch, verlangte Schnaps, und fragte, ob er hier als Schuhmacher wohl Arbeit bekommen könne. Ich schaute denselben von Kopf bis zu den Füßen an, und dachte, dich kann Anton nicht brauchen, sagte aber: „Ich glaube nicht, der Meister habe schon vier Gesellen.“ Er that einen derben Fluch und fragte, woher es komme, daß so ein Pfuscher auf dem Lande so viele Gesellen halten könnte. Ich sagte ihm dieses kurz. Er fragte nach dem Namen, und erblaßte und zitterte, als ich Antons Namen nannte, und es schien mir, als zerdrücke er eine Thräne im Auge. Er wurde still, und es schien mir, als ginge in seinem Innern etwas ganz Besonderes vor. Darauf zahlte er mit einigen Pfennigen seine Zeche, nahm seinen Stock, sonst hatte er keine Habseligkeiten, und ging von mir weg, gerade auf Antons Haus zu. Ich konnte nicht sehen, ob er wieder herausging, aber ich glaubte, diesen Gesellen stellt Anton nicht ein. Und doch behielt er ihn, denn es war ein Bekannter. — Sie staunen! Ich habe auch gestaunt. Aber Sie werden noch mehr staunen, wenn ich Ihnen das Weitere erzähle, wie es Anton mir später erzählte. Als Anton und die Gesellen den fremden Gesellen sahen,

richteten sie ihr Geld her, um ihm sogleich das übliche Geschenk zu geben. Er betrat die Stube, und bat um Arbeit. Anton drückte ihm sein Bedauern aus, keinen fünften Gesellen zu brauchen. Doch der fremde Geselle bat, ihn nur einige Zeit zu behalten, er wolle gerne um's Essen arbeiten. Anton besann sich, schaute sein Weib, in deren Augen das Mitleid glänzte, an, und sagte ihm Arbeit auf acht Tage zu. Da brach dem Fremden das Herz, und er weinte wie ein Kind, und bot dem Meister die Hände und sprach: „So kennt Ihr mich nicht mehr? Und doch seyd Ihr so gut mit mir! Anton, kennt Ihr euern Meister aus Ungarn nicht — den Heinrich?" Jetzt erkannte Anton unter dem wirren Barte die bekannten, jetzt erblaßten Gesichtszüge — und mit Freude hieß er ihn willkommen, sprechend: „Nicht nur acht Tage, immer könnt Ihr bei mir bleiben, denn Euch muß schweres Unglück getroffen haben." — „Ja wohl schweres", sprach Heinrich, „aber selbstverschuldetes!" — „Laßt es gut seyn für heute," sprach Anton. „Ihr seyd hungrig, Ihr seyd müde. Setzt Euch, und Du, Maria," wandte er sich zum Weibe, „bringe das Beste, was deine Küche hat." Und Maria eilte, und bald saß Heinrich vor dem gedeckten Tische und aß, daß es eine Lust war ihm zuzusehen. Als er sich satt gegessen, dankte er Anton und seinem Weibe mit Thränen und versicherte, so viel habe er seit

sechs Wochen nicht gegessen. Bald wies dem Müden und wie es schien auch Kranken der Meister seine Schlafstelle, denn morgen wollte Heinrich zu arbeiten beginnen. Am Morgen des nächsten Tages gab die Meisterin dem Heinrich frische Wäsche, Anton einige Kleidungsstücke, und als der wirre Bart unter der Hand des Dorfbaders gefallen, sah er zwar recht blaß und abgemagert, aber recht leidlich aus. Munter machte er sich an die Arbeit, die ihm, wie man sah, sehr sauer fiel, denn schon einige Jahre hatte er nichts mehr — oder sehr wenig gearbeitet und aus früherer Zeit war er nur an feinere Arbeit gewöhnt. Doch es ging — besonders bei neuen Arbeiten, sehr gut. Doch stets blieb er verschlossen und fröhlich sah man ihn nie, außer wenn er mit dem Knaben Antons spielte, der sein Liebling und dessen Liebling er war. Mit Anton besuchte er die heilige Messe und kam an den Sonntagen Nachmittags mit ihm hieher, wo er aber selten ein Wort sprach. Es schien, er habe zu viel mit sich in seinem Innern zu thun. Dann sah die Krankheit ihm auch aus dem Gesichte, und ein keuchender Husten quälte ihn sehr. Nach einem halben Jahre schon konnte er nicht mehr arbeiten — und er fühlte es, daß er bald sterben werde. In dieser Zeit nun wurde er gesprächiger und erzählte seine Lebensgeschichte unter vielen Thränen.

„Als Anton von ihm fort war, trieb es der Stolz seines Weibes ärger, als früher. Heinrich kam nicht mehr aus dem Taumel von Spaziergängen, Besuchen und Ankauf prächtiger Kleider — und da seine Geschäfte auch zu stocken anfingen, mußte er Schulden machen, welche ihm bald über den Kopf wuchsen — und die Gant herbeiführten. Sein Haus wurde verkauft, und ihm blieb auf Verwenden seines Pathen nur das Stübchen, in das er einst so hart seine Eltern gewiesen. Und auch dieses wurde für ihn eine Hölle, da sein Weib ihm stets Vorwürfe machte, er habe sie betrogen. Große Noth kehrte dort ein, denn der Stolz seines Weibes gestattete ihm nicht einmal, beim Besitzer seines Hauses als Geselle zu arbeiten, was sein Pathe gerne gesehen hätte. Er lebte nun von den Unterstützungen einiger Freunde seiner seligen Eltern und vom Verkaufe einiger Geräthschaften und Kleidungsstücke, die ihm verblieben waren. Das stete Gezänke seines Weibes entleidete ihm das Zuhausebleiben, und bald trug er jeden Kreuzer — in's Wirthshaus, wo er Kameradschaft mit bekannten Saufbrüdern schloß. Es starb am Blutsturze sein Weib und nun litt es ihn nicht wieder zu Hause. Heimlich begab er sich in die Fremde — bettelte von Haus zu Haus, und was er erbettelt versoff er wieder, denn nur so schwieg sein Kummer und beleidigter Stolz. Er arbeitete nur kurze Zeit, um wieder

das nothwendige Visum zum Weiterwandern zu erhalten. So kam er bis hieher, wo Antons Freundlichkeit ihn auf bessere Wege brachte. —

Seine Krankheit hatte einen schnellen Verlauf — er hatte die Schwindsucht. Vierzehn Tage lag er im Bette, in welchem seine einzige Unterhaltung das Söhnchen Antons war. In dieser Zeit bereitete er sich als Christ auf seinen Tod vor, empfing zur Erbauung Aller die heiligen Sterbsakramente — und betete viel, recht viel, besonders gerne las er, wenn er es vermochte, in dem alten Gebetbuche, das Anton von seinen Eltern ererbt. Dieses Buch war seine Freude — und vermehrte Antons Glück.

Als Antons Söhnchen einst auf dem Bette Heinrichs mit dem Buche spielte, lockerte sich der Ueberzug des Gebetbuches und es zeigte sich, daß das Gebetbuch nur zur Schonung diesen Ueberzug über einen weit schönern Einband hatte. Heinrichs Neugierde löste den Ueberzug ab, und es fiel ein Papierstreifen heraus, und als er ihn genauer besah, war es — eine Banknote von fünfhundert Gulden — auf der unten der Namen seines Vaters stund. Kaum hatte er diesen gelesen, fiel er in Ohnmacht. Auf des Knaben Geschrei kam Anton und sein Weib herbei, und brachten den Ohnmächtigen bald wieder zu sich. Er erzählte ihnen von dem Funde — und übergab die Banknote dem Anton, dessen Eigenthum sie ja sey. Anton aber erkannte sie als Heinrichs

Eigenthum, da er nur das Buch, nicht einen Theil des Vermögens von Heinrichs Eltern ererbt habe. Nun entstand zwischen ihnen ein edler Streit, den Heinrich damit beilegte, daß die Banknote nach seinem Tode dem Söhnchen Antons gehören sollte — und dabei blieb es auch. Heinrichs Erbe war der kleine Joseph, denn nur vier Tage überlebte Heinrich die Freude dieses Fundes, da verschied er, Anton, dessen Weib und Kind segnend, unter den Gebeten des Pfarrers, sanft. Seine letzten Worte waren: „Mein Jesus — Dir sterbe ich!“ — So feierlich als möglich ließ Anton die Leiche zur Erde bestatten — und auf seinem Grabhügel steht ein schönes Denkmal.

Diese Liebe, welche Anton Heinrich erwies, die Freundlichkeit, mit welcher er mit Jedem umging, und sein klarer Verstand, mit dem er Andern Rath ertheilte, bewog uns Alle in der Gemeinde, ihn zum Vorsteher zu wählen, gegen welche Ehre seine Bescheidenheit Einwendungen gemacht, die aber unser Herr Landrichter, dem Anton längst als redlicher Mann bekannt war, beseitigte. Und dem Anton verdankt die Gemeinde viel. Er ist bei vorkommenden Streitigkeiten der beste Versöhner, und seit er Vorsteher, weiß man nichts von Prozessen. Auch viele Ganggebühren erspart er der Gemeinde — und die Gebühren in dringendsten Gemeindegeschäften, so wie seinen Gehalt hat er hergeschenkt, um damit

später ein Haus zu bauen oder anzukaufen für verarmte Gemeindeglieder. Bereits ist dadurch und durch freiwillige Gaben das Kapital so angewachsen, daß in einem Jahre der Bau oder Ankauf bewerkstelligt werden kann. Und so wird Antons Amtsführung von den Armen gesegnet werden und im spätesten Andenken in der Gemeinde verbleiben."

Dieß erzählte der redselige Wirth. — Der Abend nahte, und da er sehr freundlich war, so verließ der Erzähler den Wirth, von dem er als alter Bekannter schied, um noch ein paar Stündchen in der Abendkühle zu gehen, und des Freundes gastliches Dach zu erreichen.

Recht gerne erzählt er von diesen zwei Ausflügen, die er jetzt dem ehrsamen Handwerkerstande Schwabens einfach erzählt hat. Anton lebt noch und auch der Gerber — der Wirth aber ist gestorben. — Mögen Beide ihm verzeihen, wenn er ausgeplaudert hat, trieb ihn ja nur der heiße Wunsch, es mögen alle Handwerker Anton nachahmen, dann wird auch des Himmels Segen auf ihnen sichtbar ruhen, wie auf Anton.